

Ingrid Bauer

Welche Zentren? – Welche Peripherien?

Frauen – Arbeiter – Provinz. Oder: Über eine gezielte Abweichung vom Thema

Für den Österreichischen Historikertag 1992, Sektion Zeitgeschichte/Geschichte der Arbeiterbewegung, hatte ich die Einladung, zum Thema „Doppelte Marginalisierung – Arbeiterfrau in der Provinz“ vorzutragen, angenommen. Es schien mir zunächst forschungslogisch zu sein – und so war mein Beitrag wohl auch in die Ordnung des Historikertages einkalkuliert –, von der Empirie der Provinz auszugehen. Schließlich sind selbst die Grunddaten und -strukturen provinzieller Lebenszusammenhänge von Frauen für Österreich erst teilweise wissenschaftlich erfaßt.

Eine mögliche Schiene der Annäherung an „Arbeiterfrauen in der Provinz“ wären also jene Schnittstellen der *réalité concrete*, des *fait matériel ou social*, an denen uns der dezentrale Raum weniger als geographischer Ort denn als Zustand gegenübertritt: als Ausdruck einer äußerst mangelhaften Verdichtung von geistigen, kulturellen und materiellen Lebenschancen jenseits eines schmalen Segments bürgerlicher Sekurität. Und die Konsequen-

zen der strukturellen Unterentwicklung potenzieren sich, wenn die Betroffenen Frauen sind.¹

Schon die Maßeinheit „doppelt“ aus dem Titel des vorgeschlagenen Referats trifft demnach nicht zu. Das Netzwerk der Marginalität ist viel dichter und vor allem auf unterschiedlichen qualitativen Ebenen geflochten und ‚konstruiert‘. Zu seiner – zumindest auf der Ebene der Erkenntnis angesiedelten – De-Konstruktion reicht es nicht, lediglich die Empirie äußerst mangelhafter Spielräume – eine Empirie, die sich entlang der sozialstrukturellen Suchspur „Defizite/Entwicklungsrückstand zum Zentrum“ ergibt –, zu verfolgen; auch nicht in paradigmatischer Erweiterung dieser ‚naheliegenden‘ Vorgangsweise um die Dimension der Erfahrungen, der Wahrnehmungs- und Verarbeitungsweisen von Realität durch die betroffenen Frauen selbst.

Gerade am Schauplatz ‚Tagung‘ gerät Wissen über Frauen durch die Art der Fragestellung – etwa durch die ausschließliche Verortung im überschaubar

Konkreten des strukturellen oder erfahrenen Sozialen – in eine weitere potentielle Gefahrenzone der Marginalisierung. Schließlich hat die öffentliche Diskursproduktion wissenschaftlicher Veranstaltungen gleichfalls ihr unausgesprochenes Spannungsfeld von Zentrum und Peripherie: Ganz im Zentrum und sozusagen zur ‚Hauptsendezeit‘ eingepant finden sich die ‚großen‘, scheinbar ‚allgemeinen‘ Entwürfe, nicht mehr ‚ganz am Rande‘ und doch scheint’s im Niemandsland der etablierten Historie ist der zugestandene und vielfach auch selbst eingenommene Raum für die Präsentation der Wissensproduktion zu Frauen/Geschlecht: sozusagen als mittlerweile anerkannte ‚Fußnote‘ der Geschichte und der über sie geführten Diskurse. Auch auf diesem Historikertag/Sektion 4 und in seinem Diskurs über Zentrum und Peripherie in der ersten österreichischen Republik.

Bei der Vorbereitung meines Beitrages gestattete ich mir daher innerhalb des im Titel vorgegebenen begrifflichen Spannungsfeldes – Provinz/Arbeiter und Arbeiterinnen/Frauen – ein theoretisch-assoziatives Gedankenspiel.

Letztlich haben wir es bei diesen gesellschaftlichen Befindlichkeiten und Existenzweisen mit der Konstruktion dreier ‚Randständigkeit‘, dreier ‚Peripherien‘ zu tun: mit jeweils auf ein Zentrum bezogenen Größen, die, wenn überhaupt, nicht selten als bloßer Reflex dieses Zentrums reflektiert werden und sich von der Definitionsmacht des Zentrums her auf den Begriff gebracht sehen, ohne damit begriffen zu sein. Das

Zentrum – die Metropole, die bürgerliche Kultur, der Mann – ist die Norm. Die dezentrale Region, die Arbeiter und Arbeiterinnen, die Frauen sind der jeweils abgeleitete periphere Sonderfall: wobei, wie gesagt, in dieser Dichotomie das ‚eine‘ nicht nur sich selbst, sondern zugleich auch ‚das Andere‘ definiert, als Negativpendant zu sich selbst und als Projektionsfläche für die eigenen Phantasien.²

Ich ziele hier auf ein gleichfalls jenseits jeglicher Bindung an geographische Grenzen liegendes Zentrum-Peripherieverhältnis ab: eines, das auf der Macht der Definition und Interpretation von gesellschaftlicher Wirklichkeit beruht, auf der Realitätsmächtigkeit der herrschenden Diskurse. In dieser meiner gezielten Abweichung vom Thema manifestiert sich gleichzeitig auch jener Schritt vom sozialen Kontext, vom *fait social*, das den frauengeschichtlichen Blick auf die Historie lange dominiert hatte, hin zur Analyse des *discours*, des Denkens und Sprechens über Frauen und ‚das Andere‘, wie sie Teile der Frauenforschung international seit geraumer Zeit forcieren³, nicht zuletzt, um diese Schiene der Produktion von gesellschaftlicher Realität sozusagen von ihrem Machtzentrum her aufzubrechen.

Zum vielschichtig verfilzt-verwobenen Netzwerk der Marginalisierung von Arbeiterinnen/Arbeiterhausfrauen in der und jenseits der ‚Provinz‘ gehört auch das ‚Provinzialisieren‘ der Frauen durch die Handlungsnormen, Wahrnehmung-, Ordnungs- und Strukturierungsmuster der Arbeiterbewegung. Diese selbst

über weite Strecken in die Randständigkeit gedrängte ‚Bewegung der Arbeiter‘ hat sich – eingebettet in eine klassenübergreifend patriarchale Hegemonie – vorgängig an den Modalitäten des männlichen Seins orientiert und die Frauen und deren Interessen an die Peripherie ihres Denkens und Handelns gedrängt, mit weitreichenden Konsequenzen für die *réalité concrete* des weiblichen Lebens- und Arbeitszusammenhanges.

So endete, um bei Österreich zu bleiben, Ende der achtziger Jahre das erste sozialdemokratische Jahrhundert, das für Frauen und Männer offenbar keineswegs gleichermaßen ‚befriedigend‘ verlief, just zu einem Zeitpunkt, als die sozialpolitische Diskussion entlang der Schiene „die Armut ist weiblich“ auf ihren Höhepunkt zulief. Und der sozialdemokratische Wohlfahrtsstaat ließ Frauen mit der Last eines Double-bind zurück: selbst den Nachweis für das Offensichtliche und doch nicht Möglichen-Könnende erbringen zu müssen, daß ein System, das man zum ‚Wohl aller‘ erstellte, Frauen diskriminiert.

Die Ideologeme vom „Gegensatz zwischen Frau und Arbeit“, vom „männlichen Familienernährer“, vom „Zuverdienst der Frauen“, von der „nichtproduktiven Hausarbeit“ usw. sind Versatzstücke jenes klassenübergreifenden Diskurses, der den Platz der Frauen im Windschatten der Moderne – quantitativ und qualitativ immer wieder ausgegrenzt von den Stationen des sozialen Fortschritts – legitimierte. Auch in der Arbeiterbewegung habe sich historisch,

so eine These der Frauenforschung, „eine Interessensvertretung der männlichen Arbeiter auf Kosten der weiblichen Arbeitskraft herausgebildet“. ⁴

Nicht zufällig war in der frühen Frauenforschung auch die pointierte Begrifflichkeit von den Frauen als der „letzten Kolonie“ aufgetaucht, was die – um im Begriffszusammenhang „Kolonie“ zu bleiben – gesamtgesellschaftlich-imperialistische Aneignung weiblicher Ressourcen, weiblicher Arbeitskraft, des weiblichen Körpers und seiner Reproduktionskraft durch die Gesellschaft betrifft ⁵; ein durchaus realitätsmächtiges und realitätsgestaltendes Zentrum-Peripherie-Verhältnis, das ich auf dieser Tagung vermißte. Dabei ließe es sich für den zur Diskussion stehenden Zeitraum der ersten österreichischen Republik und seine ökonomischen und sozialpsychologischen Krisenszenarios erkenntnisreich aufspüren: etwa im Mechanismus des Auffangens ökonomischer, sozialer, psychischer Krisenauswirkungen auf die Individuen und Haushalte durch Intensivierung der Haus- und Beziehungsarbeit.

Den weiblichen Lebenszusammenhang betreffende Ausblendungen prägten – sozusagen als weitere Schiene der Konstruktion von Zentrum und Peripherie – lange Zeit auch den Blick der Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichtsschreibung. ⁶ Ich thematisiere damit ein wissenschaftliches Mainstream-Denken ganz allgemein, das die Vielfältigkeit gesellschaftlicher Wirklichkeit ordnet und strukturiert, indem es ausgrenzt und hierarchisiert. Ein sol-

cherart durch Ausschlußverfahren ‚vereinheitlichtes Wissen‘ gehört zu den strategischen Kernen bei der Formierung jener Disziplinargesellschaft, wie Foucault sie für die Gegenwart beschreibt. Und wie gesagt: Die Wissenschaft ist einer ihrer wesentlichen, Vielfältigkeit ‚ordnenden‘ und dabei Zentren und Peripherien konstruierenden Apparate.⁷

In der Nichtwahrnehmung/Ausblendung von Eigengesetzlichkeiten, unterschiedlichen Logiken, Eigen-Sinn oder auch genuiner Subjekthaftigkeit liegt – nun auf der Ebene der wissenschaftlichen Diskurse – abermals eine gemeinsame Schnittstelle zwischen Provinz, Arbeiterschaft und Frauen. Das Sprechen der meist männlichen Experten aus Theorie und Praxis über „Arbeiterschaft“ und „Frauen“ läßt sich, in Anlehnung an Regina Becker-Schmidts Ausführungen zu *Identitätslogik und Gewalt*⁸, im Vergleich wie folgt pointiert skizzieren:

„Sowohl die Frauen ganz allgemein als auch die – von ihrer Geschlechtszugehörigkeit nicht ausgewiesenen – Angehörigen der Arbeiterschaft wurden selten wirklich im Kontext ihrer eigenen Geschichte gesehen. Meist blieben sie als Negativ konzipiert: als Negativ zur bürgerlichen Welt die einen, als Negativ zur Welt der Männer alle Frauen; ‚die Proletarier‘ als – einer repressiven Klassenrealität sowie der Verfügungs- und Verführungsmacht der Herrschenden ausgesetzte, aber gleichzeitig unter der Obhut ihrer sozialistischen Führer stehende – Massenwesen; fast der Na-

tur zugerechnet und damit gleichfalls ‚bloße Exemplare ihrer Spezies‘, die Frauen, ‚genuine Subjekthaftigkeit, die sich männlichen Imaginationen und Definitionen entzieht‘, nur ‚im Leiden gewinnend.‘⁹

Zu dieser diskursiven Etikettierung, die Frau mit Naturwesen, Arbeiter und Arbeiterin mit Massenwesen gleichsetzt, paßt nahtlos die angenommene Profillosigkeit der Provinz. Doch: Das Arrangement der Geschlechter und die alltäglichen wie die politischen und wissenschaftlichen Diskurse, die es mit hervorbringen, sind stets auch als ein besonderes Zentrum-Peripherie-Verhältnis zu reflektieren, als ein dichotomes Ordnungsprinzip, das querliegt zu Klasse, Region usw. und dessen Asymmetrien in allen gesellschaftlichen Erfahrungsräumen wirken. Im Hierarchiegefüge unserer Gesellschaft sind die sexistischen Fallstricke sowohl horizontal als auch vertikal ausgelegt.

Meine eigenen historiographischen Bezugspunkte der letzten Jahre entwickelten sich aus dem Versuch, gegen das beschriebene ‚vereinheitlichte Wissen‘ und seine durch Ausblendung/Ausgrenzung konstruierten Synthesen anzudenken und anzuschreiben. Dabei wurden mir die Frauengeschichts- und Geschlechtergeschichtsforschung, der Paradigmenwechsel in der Arbeitergeschichtsschreibung, wie er sich seit Anfang der 1980er Jahre auch in Österreich anbahnte, sowie eine moderne Regionalgeschichtsschreibung als Oppositionswissenschaften mit innovativem Anspruch zu einem Diskursrahmen, der

sich mit Foucault als „Aufstand des unterdrückten Wissens“¹¹ verstehen läßt.

Wie gesagt: Das erkenntnistheoretisch Verbindende zwischen diesen drei historiographischen Ansätzen sehe ich, um ein letztes Mal eine gemeinsame Schnittstelle zu thematisieren, in der Weigerung, über die Vielgestaltigkeit der Welt, über Widersprüchlichkeiten und Ungleichzeitigkeiten wissenschaftliche Eindeutigkeit zu verhängen, alle Differenzen und Differenzierungen einer Logik unterzuordnen, oder das Abweichende überhaupt auszugrenzen.¹¹

Mittlerweile liegen entlang dieser theoretischen und methodischen Wege des Erkennens auch in und für Österreich eine Reihe von Studien und Ergebnissen vor und ich frage mich, (m)ein Resümee ziehend: Mit welchen Auswirkungen? Zu welchem Zweck?

Sicher, der vermeintlichen Randständigkeit werden – mehr oder weniger finanziell dotiert und abgesichert – eigene Diskurs-Räume zugestanden. Randständigkeit darf sich reflektieren im Rahmen der historiographischen ‚Zunft‘ (verstanden als Anordnung, in der die Diskurse und Teilnehmer und Teilnehmerinnen festgelegt sind). Die ‚allgemeinen‘ Darstellungen und Entwürfe gehen – und das habe ich für diesen Historikertag und seine Zeitgeschichte-Sektion bereits thematisiert – vielfach weiterhin von der Logik der Zentren aus.

Die Ergebnisse der Frauenforschung, der Arbeiterkulturforschung oder der Regionalforschung verbleiben an der Peripherie der Wissensproduktion. Zum

einen werden sie nur marginal rezipiert. Das hat mit der allgemeinen Zersplitterung ‚der Disziplin‘ in Fachsektionen zu tun, deren geschlossene Diskurs- und Kommunikationssysteme sich kaum verschränken. Das setzt sich fort in den Ritualen des etablierten *homo academicus*: seinen Zitier- und Tagungskartellen etwa, die den Bekanntheitsgrad von Wissen und Thesen kreieren.¹² Zugleich stelle ich mir aber die Frage, ob die Randständigkeit des im obigen Sinne beschriebenen aufständischen Wissens nicht auch aus der Art und Weise folgt, wie sich dieses selbst strukturiert und organisiert. Zielt es mit seinen Ergebnissen doch ab auf die „Destabilisierung des bisher Selbstverständlichen“.¹³ Ganz bewußt sind es Borderline-Fragestellungen im Grenzbereich von Geschichte und Anthropologie, Geschichte und Sozialpsychologie, Geschichte und Ethnographie, über welche die wissenschaftliche Annäherung an bisher Ausgegrenztes, nur schwer Klassifizierbares erfolgt.¹⁴ Und: Innovative Fallstudien scheinen die bevorzugte wissenschaftliche Bewältigungsform für eine Komplexität und Vieldeutigkeit zu sein, die sich nicht mehr in der zentrierenden Eindeutigkeit historiographischer Konstrukte verlieren soll. Doch Zentrum und Peripherie/Randständigkeit erweisen sich abermals als höchst bewegliche und relative Größen. Denn viele der neuen Themen, die in der österreichischen historiographischen Landschaft noch an den Randbereichen angesiedelt sind, finden sich im internationalen geschichts-

wissenschaftlichen Diskurs „mitten im Koordinatensystem“.¹⁵

Trotzdem: Wer in den postmodernen Zeiten der verabschiedeten Metadiskurse den Gedanken an einen Schritt hinaus über die neue Partikularität weiterhin wagt, steht hier wie dort vor einer Herausforderung mit ungewissem Ausgang: jenseits der alten Schein-Homogenität, aber doch mit gesamtgesellschaftlichem Blick eine aussagekräftige Dialektik unterschiedlicher gleichzeitiger Logiken und Zentren zu denken und auch forschend, geschichtsschreibend einzulösen.¹⁶

In der Frauenforschung gibt es sehr unterschiedliche Positionen, ob eine Verschränkung der Diskurse bzw. der Schritt vom Partikularen hinein in einen größeren Bezugsrahmen überhaupt notwendig, sinnvoll oder gar wünschenswert ist. So formulierte die anthropologisch orientierte Neuzeit-Historikerin Gianna Pomata jüngst in der Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft *L'homme*, daß es für die Frauengeschichte gefährlich sei, „der Versuchung der Integration und Synthese zu erliegen, der Versuchung der ‚allgemeinen‘ Dimension“.¹⁷ Das Innovationspotential der Frauengeschichtsforschung liege anderswo: in der „kritischen Demontage“ der Universalität, in der Verfremdung von vertrauten – unsere Aufnahmefähigkeit für das Historische abstumpfenden – Schemata, in der Absicht, „etwas zu erzählen, das von anderen Formen der Geschichtsschreibung ausgeschlossen bleibt“ und damit in der „Fähigkeit, unsere histo-

rische Sensibilität nachhaltig zu reaktivieren“.¹⁸ Wird diesem Wissen, könnte frau mit Foucault ergänzen, ein angemessener Raum gewährt, läßt sich hegemoniales Wissen effektiver kritisieren. Und: „Die Gültigkeit dieser Kritik hängt dann nicht von der Zustimmung der etablierten Denksysteme ab.“¹⁹

Im angelsächsischen Raum wird hingegen sehr offensiv diskutiert, ob und wie sich produktive Berührungspunkte zwischen einer Mainstream-Geschichtsschreibung und den frauenforschenderarbeiteten *female*-Varianten herstellen ließen. Die Frauengeschichtsforschung war dort auch nie so sehr in einen ‚Separatismus‘ abgedrängt worden. Die Tatsache, daß etwa in Großbritannien die etablierte männerdominierte Historikerzunft sozialgeschichtlichen Ansätzen bereits in den sechziger und siebziger Jahren offener gegenüberstand, weniger hierarchisch organisiert und nicht in ‚Schulen‘ gespalten war, machte sie gegenüber der Geschichte von Frauen offener. „Eine Sozialgeschichte, die, unter dem Einfluß von Edward P. Thompson und anderen, die Erfahrungsdimension betonte, hatte es leichter, Geschlecht als eine Kategorie zu berücksichtigen“²⁰, als eine – auch in Österreich forcierte – Gesellschaftsgeschichte à la Hans-Ulrich Wehler, die sich auf Klassenstrukturen konzentrierte, die stark von Begriffen des „männlichen Ernährers“ geprägt waren, sowie deren Einfluß auf politisches Handeln und Bewußtsein.

Nach dem Sichtbarmachen der Frauen und ihrer Kontexte in der Geschichte,

nach dem Thematisieren der unterschiedlichen Auswirkungen von Geschichte und Gesellschaft auf Frauen und Männer, nach dem Hinterfragen traditioneller Begrifflichkeiten der historischen Analyse auf ihre Aussagekraft bezüglich der Realität der Frauen/der Geschlechter gehe es nun jedenfalls um die Einlösung eines Schrittes, den die amerikanische Historikerin Joan W. Scott *rewriting history* nennt.

In diesem Paradigma eines *rewriting history* wäre etwa die erste österreichische Republik nicht nur als sozioökonomisches und politisches Szenario – mit unterschiedlichen Konsequenzen für Frauen und Männer – zu thematisieren, sondern auch per se als „event of gender politics“. Genau das sei, so Joan W. Scott, jener anstehende Denkschritt, um das mittlerweile erarbeitete, aber vielfach noch immer lediglich als Unterabteilung der Geschichte geltende Wissen der Frauen- und Geschlechtergeschichte produktiv an die allgemeine Geschichte anzukoppeln. Nicht im Sinne eines harmlos-additiven Einpassens in alte Landkarten und traditionelle Sichtweisen, sondern um über die Analysekategorie Geschlecht zu einem komplexeren Verständnis von Gesellschaft/Politik/Macht insgesamt zu kommen.²¹

Als ein Denkschritt zur Ersten Republik wurde auf dieser Tagung ein konflikttheoretisches Erklärungsmodell vorgestellt: Ein System könne, so die These, nur eine bestimmte Anzahl von Krisen verarbeiten, ohne seine demokratische Stabilität zu verlieren. Da-

bei sei neben der ökonomischen, kulturellen, sozialen und politischen Dimension das Spannungsverhältnis Zentrum versus Peripherie eine der konflikthaften Krisenzonen gewesen.²² Im Sinne des oben geforderten *rewriting history* wäre der Blick auch auf ein ganz anderes krisenhaftes Zentrum-Peripherieverhältnis dieser Zeit zu richten: auf die nach dem Ersten Weltkrieg bleibende Verstörung im Arrangement der Geschlechter, wie sie etwa in den konflikthaft aufbrechenden familien-, ehe- und geschlechterpolitischen Diskursen zum Ausdruck kommt. Oder auch in einer Krise der sich ja ebenfalls über die Geschlechterbeziehungen organisierenden gesellschaftlichen Reproduktion im biosozialen Sinn. Besonders der Geburtenrückgang bzw. die – als Langzeitfolge des Krieges – physische und psychische Zerstörung des sogenannten ‚Volkskörpers‘, um in der bevölkerungspolitischen Terminologie der Zeit zu bleiben, haben tiefgreifende Ängste mobilisiert, die nicht nur ideologiebildend waren, sondern auch historisch-gesellschaftliches Handeln evozierten.

Mit großer Vehemenz waren Frauen wie Männer in der Ersten Republik vor das Problem der Rollendefinition gestellt. Und: Mit offenbar massiven sozialpsychologischen Folgen.²³ Wenn man die Kategorie Geschlecht nicht nur von einer Oberflächenebene her betrachtet, von den sozialen und ideologischen Zuweisungen und Selbstdefinitionen her, sondern auch von den vercodeten Imaginationen in den Tiefenschichten der Subjekte, wird spürbar, welch brisan-

tes historisches Unterfutter für das allgemeine Krisengefühl der Zeit und für den ‚Ruf nach dem starken Mann‘ in der Geschlechterkrise gelegen sein könnte. Nicht zufällig ‚arbeitete‘ der nationalsozialistische Ruf nach Ordnung und Stabilität massiv mit dem Versprechen, die alte Geschlechterordnung wieder herzustellen.

Soweit (m)ein tagungsaktueller Ad-hoc-Versuch einer Verschränkung der getrennt geplanten Diskurse des ‚Allgemeinen‘ und eines ‚Besonderen‘ der Frauen. Was die Frauengeschichtsforschung ganz allgemein betrifft, plädiere ich für ein flexibles Vagantinnen-tum zwischen einer differenzierten und perspektivenvielfältigen, die ‚Routine der Disziplin‘ störenden Partikularität auf der einen, und einem analytischen Blick, der sich mehr als nur das bisher Nicht-erzählte zugesteht, auf der anderen Seite.

Nach dieser Selbstdefinition ‚gegen‘ die eingangs geortete ‚Hierarchie des Wissens‘ am Schauplatz ‚Tagung‘ ließe sich nun ein Vortrag über Arbeiterinnen in der Provinz erkenntnisreich beginnen.

Anmerkungen:

1 Vgl. Ingrid Bauer, „Wir sind einfach zu früh auf die Welt gekommen ...“ Erfahrungen der ältesten noch lebenden Frauengeneration, in: Salzburger Landespressebüro, Hg., Frau Sein in Salzburg. Dokumentation des XI. Landes-Symposiums im November 1990, Salzburg 1991; dies., „Tschikweiber haum's uns g'nennt ...“ Frauenarbeit und Frauenleben an der Peripherie: am Beispiel der Halleiner Zigarrenfabriksarbeiterinnen, Wien 1988; für die Gegen-

wart vgl. Annemarie Mitterhofer, Gabriele Lindner u. Barbara Lindtner, „Modernität versus Tradition“. Weibliche Lebenszusammenhänge im Dorf vor dem Hintergrund der Dorferneuerung, unveröffentlichter Forschungsbericht, Salzburg 1992; Cheryl Bernard u. Edit Schlaffer, Notizen über Besuche auf dem Land, Wien u. München 1979. 2 Vgl. Getrude Postl, Weibliches Sprechen. Feministische Entwürfe zu Sprache & Geschlecht, Wien 1991, 124 f.

3 Vgl. Genevieve Freisse u. Michelle Perrot, *Ordre et libertés*. Einleitung zu: George Duby u. Michelle Perrot, Hg., *Histoire des femmes en occident V.: Le XXe siècle*, Paris 1992; sowie Brigitte Studer, Überlegungen zu den Kategorien Geschlecht, Klasse und Ethnizität in der Historiographie. Paper für die Internationale Tagung der HistorikerInnen der Arbeiterbewegung, Linz 1992, 8 f.

4 Marina Cattaruzza, Arbeiterkultur, Arbeiterbewegungskultur, männliche Kultur. Literaturbericht, in: *Neue Politische Literatur* 34 (1989), 274.

5 Vgl. Claudia Werlhof, Maria Mies u. Veronika Bennholdt-Thomsen, *Frauen, die letzte Kolonie*, Hamburg 1983.

6 Vgl. Ingrid Bauer, „Wünscht gar vielleicht jetzt noch jemand das Wort ...?“ Feministische In-Frage-Stellungen an die „Arbeiter(bewegungs-)Geschichte“. Oder: Einspruch im Namen des Abgedrängten, in: Karl Kaser u. Karl Stocker, Hg., *Clios Rache*. Neue Aspekte strukturgeschichtlicher und theoriegeleiteter Geschichtsforschung in Österreich, Wien, Köln u. Weimar 1992, 55 ff.

7 Vgl. Michel Foucault, *Überwachen und Strafen*. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt am Main 1981, 279.

8 Vgl. Regina Becker-Schmidt, Identitätslogik und Gewalt. Zum Verhältnis von kritischer Theorie und Feminismus, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 24 (1989), 53 ff.

9 Bauer, „Wünscht gar vielleicht jetzt noch jemand das Wort...?“, wie Anm. 6, 64.

10 Michel Foucault, *Power/knowledge: selected interviews and other writings*, New York 1980.

11 Vgl. Becker-Schmidt, *Identitätslogik und Gewalt*, wie Anm. 8, 53.

12 Vgl. dazu Pierre Bourdieu, *Homo academicus*, Frankfurt am Main 1988.

13 Karl Kaser u. Karl Stocker, *Plädoyer für eine strukturgeschichtliche und theoriegeleitete Geschichtsforschung in Österreich*, in: dies., Hg., *Clios Rache*, wie Anm. 6, 19.

14 Vgl. Henriette Stevens, *Frauen und Industrialisierung: eine Frage der Grenzregulierung?* Paper zur Internationalen Tagung der HistorikerInnen der Arbeiterbewegung, Linz 1992, 1 ff.

15 Ebd., 15.

16 Vgl. Studer, *Überlegungen*, wie Anm. 3, 9 ff.

17 Gianna Pomata, *Partikulargeschichte und Universalgeschichte – Bemerkungen zu einigen Handbüchern der Frauengeschichte*, in: *L'Homme 1* (1991), 43.

18 Ebd., 30 ff.

19 Foucault, *Power/knowledge*, wie Anm. 10, 82.

20 Vgl. dazu Logie Barrow, Dorothea Schmidt u. Jutta Schwarzkopf, Hg., *Nichts als Unterdrückung? Geschlecht und Klasse in der englischen Sozialgeschichte*, Münster 1991; sowie Richard J. Evans, *Geschlecht und Klasse*, in: *Die Zeit 21* (1992), 22.

21 Vgl. Joan W. Scott, *Rewriting history*, in: Margaret Randolph Higonnet u. Jane Jenson, Hg., *Behind the lines. Gender and the two world wars*, New Haven u. London 1987, 22.

22 Vgl. den Beitrag von Ernst Hanisch zum Österreichischen Historikertag 1992, Sektion 4.

23 Vgl. u. a. Alfred Pfoser, *Verstörte Männer und emanzipierte Frauen. Zur Sitten- und Literaturgeschichte der Ersten Repu-*

blik, in: Franz Kadroska, Hg., *Aufbruch und Untergang. Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938*, Wien, München u. Zürich 1981, 205 ff.